Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)

Artikel: Giacomos Geschichte
Autor: Moeschlin, Felix
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571777

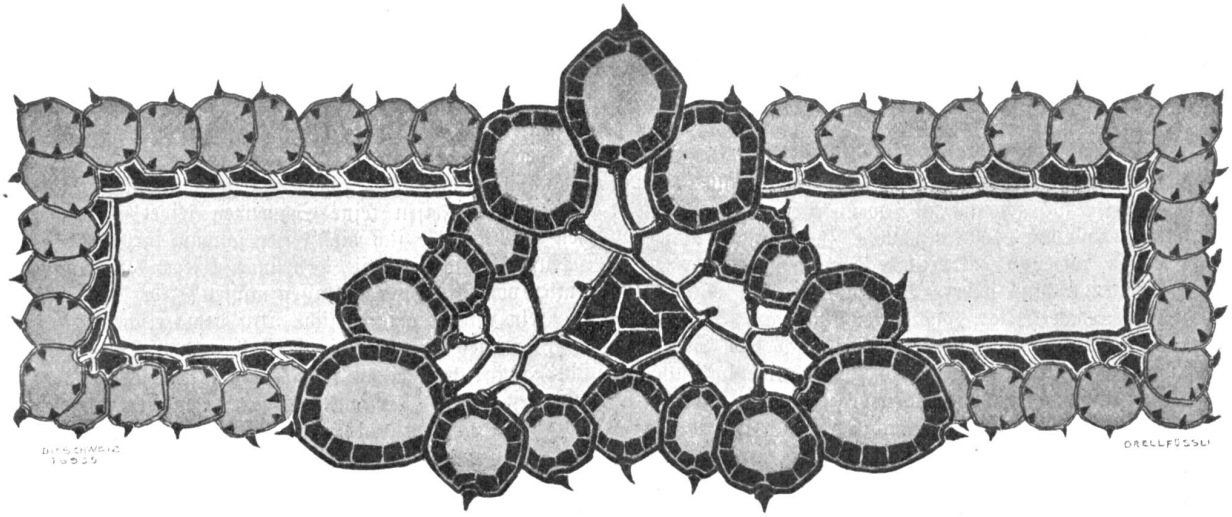
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Glaube

Klage nicht am kalten Herde,
Daß du, Seele, ohne Frist
Und, geboren dieser Erde,
Nicht von dieser Erde bist!

All die Glut geliebter Stunden
War nur holder Widerschein,
Und die Fülle wird gefunden
Und die Quelle heiß und rein.

Glaub' und lass' die Bettler bangen:
Dir, dem Mutigen, wird die Welt —
Als ein König wird empfangen,
Wer sein Reich bereitet hält.

Victor Hardung, St. Gallen.

Giacomos Geschichte.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Felix Moeschlin, Basel.

An einem Frühlingstage saß ich am Hafendamm zu Genua und wartete auf Giacomo. Beim Kohlentrimmen hatte ich ihn kennen gelernt. Nach dem dritten Sacke hatte ich die schwere Arbeit aufgegeben; aber er trug seine Lasten weiter, als sei es nur ein Spiel. Es war eine Freude ihm zuzusehen, und in der Bewegung, mit der er die Säcke auf den Rücken hob, lag eine Schönheit, die alles Gemeine der Arbeit und das zerlumpte Kleid vergessen ließ.

Wir hatten uns liebgewonnen, schon weil wir beide Schweizer waren, wenn auch auf verschiedenen Seiten vom Gotthard geboren. Und dann hatte er eine Freude daran, zu plaudern und sich von mir alles Mögliche über Steine und Pflanzen erzählen zu lassen.

Gegen Abend kam er. Wir kauften uns Brot und Käse und stiegen zu den Festungen empor, bis wir aus den Straßen und Treppen hinaus waren und zwischen mauerumschlossenen Gärten dahingingen. Das taten wir, bis wir eine Mauer fanden, auf der keine Glasscherben einzementet waren. Die überstiegen wir und kamen auf eine grüne Terrasse mit Olivenbäumen, wo man weit über das Meer hinaussah. Der Platz dünkte uns gut zum Uebernachten, und wir legten uns unter die Bäume hin, nachdem jeder noch ein paar Hände voll dürres Laub unter sich geschoben hatte.

„Was hat dich nach Genua verschlagen?" fragte mich Giacomo, als er den letzten Bissen in den Mund gesteckt hatte.

„Das ist nicht so leicht zu erklären. Ich bin jung, und wenn der Frühling kommt, dann ist es mir immer, als sei das, was ich gerade treibe, eitles, dummes Zeug und mein Glück sei irgendwo in der Ferne und ich brauche bloß zu wandern, um es zu erlangen. So bin ich auch jetzt wieder weggelaufen, verlockt von einer unbestimmten Ahnung und getrieben von Sehnsucht nach dem Unbekannten, von dem man hofft, daß es Wünsche erfüllt, die man selbst nur unklar in sich fühlt. Wenn du mich fragen würdest, was ich mir eigentlich wünsche, ich könnte es dir nicht genau sagen, und noch viel weniger, was ich erhoffe . . ."

„Ich weiß, was du meinst. Und es wird schon alles kommen. Du mußt nur Geduld haben. Für vieles braucht's nichts weiter als das nötige Alter."

„Warum bist du in Genua und nicht mehr am Lago Maggiore?"

„Es steckt ein Weib dahinter!"

„Erzähl'!"

„Kennst du Locarno? Nein? Ein schönes Land? Schöner wie hier, wo es nur kahle Felsen gibt und ein paar Pinien und wo immer der Wind bläst und so viel Staub ist. Aber bei uns zu Hause, wieviel Abwechslung! Da hast du einen See: von dem muß man zuerst reden, wenn man zeigen will, wie schön meine Heimat ist. Alle Farben hat er und alle Bewegungen. Er tanzt und wütet und wandert und schläft und betet. Und nicht nur die eigene Schönheit hat er. Auch all das Schöne um ihn her nimmt er auf und macht sich reich damit. Du brauchst nur ins Wasser zu sehen, und du hast alles beisammen: die Felsenberge mit den grünen Schluchten, die grauschwarzen Dörfer mit den weißen Kirchtürmen, die Weinberge und die Kastanienwälder, die hellen Birken zwischen den schwarzen Felsen,

die alten, verwitterten Kastelle und alles andere, was wächst und blüht. Mein See ist mir lieber als diese Fläche da, die in der Ferne in den Himmel übergeht; denn Weite hab' ich überall, wenn ich mich auf die Erde leg' und nach oben schaue. Zu Hause sind jetzt alle Berge rot und halten den See in ihren Armen, noch schöner als sie selber. Wie Männer ein Mädchen auf dem Schoß halten, das ihren Mut im Auge hat und ihre Kraft wiederspiegelt, aber noch das Süßeste dazu gibt mit ihrem jungen Leib. Mädchen und Wasser, die sind mir immer wie eines vorgekommen. Sie können spiegeln und aufnehmen und sich weich in alle Gefässe schmiegen. Und sie können sich geben, daß man sie zu trinken meint bis auf den letzten Rest. Und dann können sie wieder eigensinnig tun und Wellen werfen und davonfluten. Daß sie aus den Händen rinnen wie schnelle Tropfen. Bis sie plötzlich wieder verlockend daliegen wie ein Wasser zur Sommerszeit. Daß man hineinspringen muß, ohne sich lange zu besinnen. Sie sind unschuldig und klar wie Wasser, dem man auch nichts ansieht, und wenn es hundertmal gemordet hat. Das hat mein See schon getan und auch die Flüsse, die in ihn hineinfließen. Oft weiß ich nicht, ob diese Flüsse nicht noch schöner sind als er. Immer fließen sie und sind nie still, wie unser Leben mit seinen Flüssen von Blut, die in uns sind. Es ist schade, daß du die Maggia noch nicht gesehen hast. Die hat Farben, die tiefer sind und leuchtender als Edelsteine an heiligen Reliquien. Man kann gar nicht begreifen, daß es draußen in all dem Schmutz und Staub so reines Wasser geben kann, durchsichtig wie Luft. Wär' es in einer Kirche, in einem Becken aus reinem weißem Marmor, dann würde man es begreifen. Denn man könnte sich denken, daß sich die Pfarrer und vielleicht der liebe Gott selbst alle Mühe geben, um es rein und klar zu halten. Aber daß es draußen so klar dahinfließt, das kommt mir immer vor wie ein Wunder. Ich denke dann an Kinder, die durch allen Schmutz des Lebens hindurchgehen und doch so rein bleiben. Erinnerst du dich an die Kinder, die wir gestern im Vico San Bernardo spielen sahen, zwischen einem Haufen Unrat, alten Lumpen und stinkigen Häusermauern?"

„Ich erinnere mich!"

„So rein ist das Wasser der Maggia. Bei euch im Norden habe ich nie solches Wasser gefunden. Bei euch ist es immer schmutzig, auch wenn es am klarsten ist. Und dann ist es mir auch, als sei unser Wasser schwerer, vielleicht wie fließendes Glas. Ich kann es nicht recht ausdrücken. Vielleicht kommt es auch davon her, daß soviel Gold in seinem Sande ist, wie man sich erzählt. Aber du hast gesagt, daß unsere Felsen daran schuld seien, weil sie anders sind als die eurigen. Weil sie das Wasser nicht trüben durch ihr Mitschwimmen, wenn sie als Staub hineinfallen, sondern schnell zu Boden sinken, daß es klar bleibt. Das freut mich an unsern Felsen. Denn gleich nach dem Wasser sind sie mir das Liebste. Nicht nur dann, wenn sie als hohe Felswände dastehen wie der Monte Ghiridone, der bisweilen mit rot erglühenden Mauern über dem Seenebel steht wie eine himmlische Stadt, sondern auch dann, wenn sie ein Bachbett bilden oder als Blöcke daliegen. Denn wenn ich schon dem Wasser gleichen möchte im Fließen, so möchte ich doch auch wieder wie ein Felsen sein, der so ruhig und fest daliegt und nie schreit, mag er auch noch so viele Schmerzen leiden. Denn glaubst du, daß ein Felsen keine Schmerzen leidet? Hast du schon gesehen, wie sich die Felsen schwarz färben an der Außenseite und wie sie Sprünge kriegen und ganze Platten von sich abspalten lassen müssen? Aber sie schicken sich drein und jammern nicht. Auf dem frischen Bruche lassen sie alles glitzern, wie Kristalle und Gold. Hübsch, nicht? Daß unter einem schwarzen Mantel soviel Glanz verborgen ist... Ich denke an Menschen, die so gleichgültig dreinschauen, als hätten sie nichts zu bergen, was schön und kostbar ist. Und die plötzlich Schätze offenbaren, wenn ihnen Wunden geschlagen werden. Drum hüte ich mich schon seit langem, einen Menschen niedrig zu achten; man weiß nie, was in ihm steckt, so wenig wie bei einem Felsen, der außen ja auch nichts ist als eine langweilige, verwitterte Rinde. Hier findet man keine richtigen Felsen, auch dann nicht, wenn man nach Nervi hinauswandert. Immer wieder kommen sie mir vor wie Lehm, den man so fest zusammengepreßt hat, daß er steinhart geworden ist. Aber was ist das gegen unsere Felsen! Wie Marmor können sie werden in der Maggiaschlucht, wo sie das Wasser poliert. Wie Marmor, den man hier in den Kirchen sieht, mit einem Glanz wie Fleisch, weil die Lippen so vieler Betender auf ihm geruht. Und sie bilden abenteuerliche Schluchten, so seltsam, daß man sich nicht recht hineingetraut und denkt, es müsse ein Drache daraus hervorschießen, weil er nicht duldet, daß man den Schatz raubt, den er bewacht, oder die Jungfrau, die nach Erlösung schreit. Und Wannen sind in unsern Felsen ausgehöhlt, so sauber und prächtig, daß Könige drin baden könnten und Engel...

Du willst meine Geschichte wissen. Aber das hängt alles damit zusammen. Denn es ist etwas anderes, ob ich hier in den Gassen aufwachse oder dort, das begreifst du doch? Und dann hab' ich meine Heimat lieb, und es tut mir wohl, von ihr zu reden. Es ist mir dann grad, als sei ich ein reicher Mann, der erst dann so recht sein Besitztum fühlt, wenn er es einem andern zeigt. Es gibt Dinge, die man nicht für sich zu behalten vermag. Vor allem Dinge, die einen glücklich machen. Unglückliches und Trauriges schon eher. Meine Geschichte aber erzähle ich dir, weil ich weiß, daß du gern Geschichten hörst. Und weil sie wertvoll sein kann für einen, der noch so auf der Suche ist wie du. Aber bevor ich mit mir anfange und mit der Maria aus Losone, mußt du wissen, was Ponte Brolla ist. So heißt eine Brücke, die hoch über der Maggia steht, nicht weit von Solduno. Eine schönere Brücke hast du sicher noch nirgends gesehen. Und wenn ich sage schön, so ist das eigentlich ein dummes Wort und sagt fast nichts von dem, was ich eigentlich meine. Ich will damit sagen, daß es eine stolze Brücke ist über einen tiefen Abgrund, ein waghalsiger Bogen über das farbigste Wasser, ein uralter Bau aus der Heidenzeit, voller Erinnerungen wie ein altes Heiligenbuch und reich an vielen Wundern wie eine Reliquie. Hast du jetzt ein Bild von dem, was ich unter schön verstehe?

Neben der Brücke steht das Häuschen meines Vaters. Ein kleines Loch; aber die Welt ist groß darum

herum. Und von Kindheit an bin ich auch nicht viel drinnen gesessen, wo ich nichts sah als zerschundene Mauern, von denen der Kalk bröckelte, und eine rauchgeschwärzte Decke, die einem auf den Kopf drückte.

Ich hütete die Schafe. Später ging ich in die Schule, und noch später wollte mich der Pfarrer von Locarno studieren lassen. Aber ich hielt es nicht aus, und mit zwanzig Jahren hütete ich wieder die Schafe und war so glücklich, wie ich es als Junge gewesen war. Den ganzen Tag konnte ich herumstreifen und die Felsen streicheln und dem Wasser zuhören. Mein Vater schimpfte. Aber das kümmerte mich nicht groß. Nebenbei schrieb ich für den Schmied in Solduno Rechnungen; denn er sah nicht mehr gut. Solcher Kunden, die nicht gut schreiben konnten, hatte ich noch ein paar. Mit dem Gelde kaufte ich Bücher. Lach mich nicht aus, und vielleicht glaubst du es gar nicht: aber ich habe Dante gelesen . . ."

Giacomo sagte das leise, als schäme er sich. Dann reckte er sich, daß er groß und aufrecht dastand neben den knorrigen, vielbogigen Oliven, anzusehen wie eine Säule. So stand er eine Weile und schaute auf's Meer hinaus, das nur noch mit einem schmalen hellen Streifen aus dem Unbestimmten heraustrat. Und ich dachte, daß auch Dante ein Bettler gewesen war.

„Meine Mutter, die ist in der Maggia ertrunken, dicht bei der Brücke, als sie am Waschen war. Ich habe sie nie gekannt. Sie soll groß und blond gewesen sein, wie man sagt, und von einem Dorfe herstammen, wo sie noch deutsch sprechen, weit hinten im Tal."

„Und doch hast du das Wasser liebgewonnen?"

„Was kann es für meiner Mutter Tod? Und ist es nicht schön, im Wasser zu sterben? Sagt man nicht, es sei der leichteste Tod? Ich mag es wohl glauben. Auch wenn ich es nicht selbst von Leuten gehört hätte, die ertranken, aber wieder zum Leben zurückgebracht wurden. Das Wasser kann töten; aber es kann nicht weh tun. Drum wird es auch von so vielen Müden und Verzweifelten aufgesucht.

Aber auch Ponte Brolla ist ein Ort zum Sterben. Blickt man von der Brücke hinunter, so ist es, als schaue man in die tröstende Unendlichkeit. Und je mehr und länger man sich über die Tiefe beugt, um so mehr lockt sie herauf. Ich kann mir denken, daß einer, der hinunterspringt, vermeint, er springe geradewegs in die Ewigkeit hinein.

Ein Mädchen aus Ascona weiß ich, das stürzte sich hinunter am Tage, da es Hochzeit halten sollte mit einem, den es nicht liebte. Im weißen Brautkleide lief sie weg aus dem väterlichen Haus, vor dem das ganze Jahr hindurch die Rosen blühen. Ueber die staubige Straße lief sie zwischen den grünen Wiesen und den hohen Pappeln in der Morgendämmerung. Dann über die Brücke bei Solduno und immer der Maggia entlang auf der Straße, wo tagsüber die schweren Steinfuhrwerke fahren, an den feuchten, schwarzen Felsen vorbei, aus denen immer Wasser tropft und wo große Farrenkräuter wachsen wie Palmen. Und sie fand den Mut zum Sterben nicht, bis sie zur Brücke kam. Sie hätte zu Ascona in den See gehen können, und zwischen ihrem väterlichen Hause und Ponte Brolla stehen viele Felsen, die wie gemacht sind für Lebensmüde. Aber sie lief und hielt nicht an, bis sie zur Brücke kam. Da stand sie still. Und als sie hinunterschaute, wurde es ihr leicht, von allem Abschied zu nehmen.

Ich fand sie um Mittag, als ich zu den Strudellöchern hinunterstieg, um dem kreisenden Wasser zuzusehen. Sie lag eingeklemmt und äußerlich kaum verletzt in einer Felsenspalte ganz tief unten, daß ich nur schwer zukam. Dann wurde mir von der Brücke aus ein Seil hinuntergelassen. Das band ich um ihren Leib. Als sie oben anzogen, rissen und zerrten sie lange vergebens, bis sich der Leichnam plötzlich löste und in weitem Schwung an den breiten Pfeiler klaschte, daß der Schädel zerschmetterte. Da sah ich zum ersten Mal, daß der Mensch nicht mehr ist als ein Stück Fleisch. Und vorher war sie so ein schönes Mädchen gewesen. Die Brücke blieb ganz still. Ich begriff nicht, daß sie nicht aufgeschrieen, daß sie nicht mit weichen Händen den Leich-

James Vibert, Genf. Rütlischwur. Originalmodell für das Bundeshaus zu Bern.

James Vibert. Genf. Krieger von Marignano (deutschschweizerischer Typus). Originalmodell zum Erzstandbild im Bundeshaus zu Bern.

nam angefaßt hatte. Aber war nicht auch ihr Vater erbarmungslos gewesen und war doch ein Mensch?

Von Jugend auf stand die Brücke in all meinen Gedanken und Träumen. Ist es ein Wunder, daß ich zu ihr kam, als ich verliebt war? Und daß ich unter ihr mein Mädchen zum ersten Mal küßte?

Sie hieß Maria und war aus Losone. Das ist ein Dorf, das mit braunschwarzen Häusern und rotem Kirchdach auf der andern Seite der Maggia liegt, dort, wo die Ebene sich an den Berg anlehnt. Unter mächtigen Kastanienbäumen hat es schattige Plätze, wo Spiel und Tanz lärmt an schönen Feiertagen. Das Dorf sieht dunkel aus. Aber im Herbst ist viel Farbe in ihm, wenn die gelben Maiskolben an den schwarzen Lauben und Gneißaltanen hängen.

Im Herbst lernte ich sie kennen, als ich den Berg nach Ronco hinaufstieg, um für den Solduner Schmied etwas zu besorgen. Sie ging vor mir her und trug den Gerlo auf dem Rücken. Das ist ein großer Tragkorb, mit dem man Laub nach Hause schafft. Ich hatte sie schon früher gesehen. Aber ich war an ihr vorübergegangen, ohne meinen Blick nach ihr zu wenden. Jetzt aber fiel es mir auf, daß sie schön war. Ich hatte noch niemand so gehen sehen. Es ist leicht zu gehen, wenn nichts auf den Rücken drückt und nichts Schwereres auf dem Kopfe liegt als ein schwarzes Spitzentuch. Aber sie schritt mit dem großen Tragkorb dahin, als tanze sie. Es war mir, als müsse sie um so schöner gehen, je mehr sie trüge. Alle Last der Welt könne man ihr aufladen, dachte ich, und sie würde doch ohne Schwanken ausschreiten und ihre Füße so leicht aufsetzen, als ginge sie frei. Das ist das Schönste, daß ein Mensch seine Last trägt, als sei sie nichts. Daß sie auf ihm liegt wie ein Schiff auf dem Wasser, das unter ihr auch nichts einbüßt von seiner Beweglichkeit und Leichtigkeit. Findest du das nicht auch?"

Ich antwortete nicht sofort; denn ich dachte eben daran, daß er selbst diese Leichtigkeit im Tragen besitze, die er an Maria pries. Auf den andern Arbeitern lag der Sack wie ein quälender Herr mit der Peitsche. Auf ihm aber saß er wie ein Kind, das man wohl jubelnd und lachend herumträgt, wenn man ausgelassen ist. Und alles andere, was das Leben bot, schien er ebenso leicht zu tragen; denn auf seinem braunen Gesicht unter den blonden Haaren hatte ich noch nie etwas anderes wie Heiterkeit bemerkt. Nur jetzt hatte er einen verlorenen Blick und tiefe Linien um den Mund. Das sah ich, wenn sein Gesicht in regelmäßigen Zwischenräumen im Drehfeuer des großen Leuchtturms aus der Dunkelheit aufstieg.

„Ich denke dasselbe wie du," antwortete ich ihm; „aber weißt du auch, daß du selbst einer von denen bist, die du preisest?"

„Mach mich nicht hochmütig, Giovanni!"

„Und daß ich dich deshalb liebgewonnen habe? O könnt' ich Lasten tragen wie du!"

„Du mußt dich im Tragen üben."

„Das will ich von nun an."

„Und nie murren, wenn dir durch's Leben etwas aufgebürdet wird. Gegen das Auflegen der Lasten kannst du dich nicht wehren. Aber du kannst dich so stark machen, daß ihr Tragen eine Freude ist..."

„Woher weißt du soviel Gutes zu sagen?"

„Man erfährt viel, wenn man müßig geht. Und wenn man alles auf sich nimmt!"

Er schwieg wieder, und ich dachte, ob es mich deshalb nach Genua getrieben, damit ich etwas erfahre, was ich sicher schon hundertmal gelesen und gehört hatte, ohne dabei etwas zu verspüren. Bis Giacomo kam und diese Nacht unter den Olivenbäumen, daß das Wort plötzlich Fleisch und Blut wurde in mir.

„Wir gefielen uns, und im Winter trafen wir uns

oft. Ich kannte sie so gut, daß ich den Klang ihrer Zoccoli unterscheiden konnte vom Klange anderer. Wir dachten noch nicht weiter. Wir küßten uns und schwatzten dummes Zeug. Unsere Worte waren bloß des Tones wegen. Wir freuten uns daran wie Kinder an klingenden Schellen, die sie vor den Ohren läuten lassen. Daß wir uns liebten, brauchten wir nicht auszusprechen, das wußten wir; denn unsere Augen waren offenherzig genug. Sie hatte lebhafte braune Augensterne, die immer in Bewegung waren. Sie kugelten in den Augenhöhlen herum wie Mäuschen. Es war mir immer, als hätten sie eigenes Leben. Als dächten sie etwas ganz Besonderes und handelten ganz nach eigenem Gutdünken. Als müsse alles Uebrige ihnen gehorchen. Als der Frühling kam, da wurde das Leben schwer. Da fühlten wir, daß wir zusammen mußten, und konnten doch nicht. Was ich verdiente, das reichte zur Not für mich. Ich sah ein, daß ich mich anders umtun müsse. Jetzt war ich bereit, alle Freiheit hinzugeben für Maria. Die Felsen sah ich nicht mehr an, und das Wasser war mir gleichgültig geworden. So kann einen ein Weib verändern. Daß man gar nicht mehr weiß, was man ist. Ich dachte nur noch daran, wie ich Geld verdienen könne. Und auch sie sprach nur von dem, wann wir uns trafen. Und wenn ich es nicht mehr aushielt und sie um den Leib nehmen wollte, da entschlüpfte sie meinen Händen wie ein Schlänglein. O, sie wußte sich zu drehen und zu wenden, daß es ihr keine nachmachen konnte!

Ich war ein richtiger, dummer Verliebter geworden, und als ich davon hörte, daß bei einem Bahnbau in den Bergen Arbeiter gesucht würden, machte ich mich auf. Alles nur des Geldes wegen, und früher hatte ich mich doch gar nicht um das Geld gekümmert. Soweit kommt man, wenn man verliebt ist. Maria weinte, als ich von ihr Abschied nahm. Ich tat stark und hoffnungsfroh, obwohl es mir innerlich so traurig zu Mute war, daß ich am liebsten mitgeweint hätte. Ich sagte: ‚Auf Wiedersehen im Herbst!‘ Dann wollten wir mit dem ersparten Gelde einen Haushalt beginnen. Wir drückten einander fest die Hände und sahen uns lange an zum feierlichen Gelöbnis.

Die Arbeit am Eisenbahnbau wurde mir leicht. Krank war ich nie, und Unfall hatte ich auch nicht. Und da ich fern von Maria war, schloß ich mich wieder näher an alles Schöne an, was in unsern Schweizerbergen liegt, und die toten Dinge trösteten mich besser, als es ein Pfarrer oder eine Mutter gekonnt hätten. Unser Leben war sehr billig, und so konnte ich ein ziemliches Geld zusammenlaufen lassen. Alle vier bis sechs Wochen schrieb mir Maria ein paar Zeilen, und obwohl nicht viel anderes darin war als Angaben über Wetter und Ernte und Verwandtenschicksale, so las ich doch zwischen den Zeilen all die Liebe, von der ich träumte. Ich selbst hab' ihr oft geschrieben, und es waren sicher ein paar schöne Briefe darunter. Denn obwohl ich wußte, daß sie die Felsen in der Hauptsache als Mauersteine ansah und das Wasser als ein Getränk und ein Mittel zum Reinhalten, da sie ein eher praktisches Gemüt hatte und mehr auf das Nützliche sah als auf das Schöne, so schrieb ich ihr doch alles, was mir durch den Sinn ging, und sie wird über meine Zwie-

James Vibert, Genf. Krieger von Marignano (rätoromanischer Typus). Originalmodell zum Erzstandbild im Bundeshaus zu Bern.

James Vibert, Genf. Die Freiheit. Dekorative Skulptur für die Fassade des Bundeshauses zu Bern.

gespräche mit Steinen und Wassern oft gelächelt haben. Aber ich dachte, daß ihr das eine oder andere vielleicht doch in den Sinn ginge. Und als sich in ihren Antworten kein Zeichen fand, das darauf hindeutete, da schrieb ich weiter, fast mehr zur eigenen Freude, als daß ich noch gehofft hätte, ihr eine solche zu bereiten. Ich schickte ihr die Briefe, wie ein Kind aus der Klosterschule seinen Eltern irgend eine kleine Arbeit schickt, die sie gar nicht gebrauchen können, die ihnen aber beweisen soll, daß ihr Kind an sie denkt. So verliebt war ich, daß ich keinen Augenblick daran dachte, Maria könne nicht zu mir passen. Ihre Kälte und Empfindungslosigkeit gegenüber den Dingen um uns her faßte ich im Gegenteil als einen besondern Reiz auf, den ich ihr fast hoch anrechnete und nicht weit neben ihre besten Eigenschaften stellte.

Als es in den Bergen anfing kalt zu werden, wanderte ich eines Tages mit plötzlichem Entschlusse nach Hause. Seit sieben Wochen hatte ich von Maria keinen Brief mehr bekommen. Aber das quälte mich nicht besonders, da ich wußte, wieviel Mühe sie mit dem Briefschreiben hatte. Ich war so sicher, daß ich sie bald wieder sehen würde, daß ich mit einer Freude nach Locarno fuhr wie noch nie in meinem Leben. Im Städtchen sah ich mich gar nicht um, sondern marschierte gleich nach unserm Häuschen hinaus, um meine Siebensachen und mein Geld sicher unterzubringen und dann nach Losone hinüberzugehen.

Daheim saß der Vater vor der Türe und trödelte vor sich hin. Als er mich kommen sah, setzte er eine höhnische Miene auf, daß ich erschrak und an etwas Schlimmes dachte.

‚Ist sie tot?‘

Mein Vater sagte erst nichts, sondern sah mich nur immer gleich höhnisch und schadenfroh an, und ich merkte an seinen Blicken, wie er sich freute, mir jetzt meinen frühern Ungehorsam auf eine saftige Weise heimzahlen zu können. Ich stand eine unendliche Qual aus, bis endlich die Antwort kam. Aber da war sie so, daß die quälende Ungewißheit, die ihr vorangegangen, Barmherzigkeit gewesen war im Vergleich zu ihr.

‚Deine Maria ist verheiratet!‘

Erst blieb ich ganz gleichgültig, als ginge mich das gar nichts an, und sagte bloß: ‚So . . .‘ Aber dann ergriff mich ein so wütender Schmerz, daß ich einen lauten Schrei ausstieß. Ich glaube, ohne den wäre ich gestorben. Merkwürdigerweise zweifelte ich keinen Augenblick an dem Gesagten, ja, es war mir, als hätte es so kommen müssen.

Mein Vater begann auf eine umständliche Weise zu erzählen, wie es gekommen sei. Aber ich hörte nur noch ihren neuen Namen, und daß ihr Mann in der Möbelfabrik zu Solduno angestellt sei. Dann warf ich meine Sachen in die Stube hinein und stürmte davon. Bergauf und bergab, ich weiß nicht mehr, wo ich mich herumtrieb. Als ich am Abend wieder zu mir selber kam, stand ich auf dem Berge bei der Kapelle San Bernardo und schaute auf Locarno hinunter, das man gerade zu seinen Füßen hat. Da wurde ich endlich kühl und klar. Sterben mußte sie. Etwas anderes gab es nicht . . .

Siehst du, es gibt viele Sätze und Wörter, die man oft gebraucht auf eine gedankenlose Weise. Wie vielleicht Kinder mit Gold spielen oder mit Feuer, ohne zu wissen, was es ist. Aber dann gibt es Augenblicke, da fällt es wie ein Blitz über die Wörter, und sie bekommen plötzlich Leben, und man begreift und faßt sie bis ins Innerste.

Ich hatte auch schon gesagt: Das kann nur mit Blut abgewaschen werden! Aber dann war es bloß ein Bild gewesen, das ich mir nicht einmal recht vorstellte. Jetzt aber war dieser Satz voll fürchterlichen Lebens, angefüllt mit demselben Leben, mit dem er einst aus dem Munde jenes Menschen gesprungen war, der ihn zuerst in seinem Innern geformt hatte und hinging, um seine Hände in das Blut des Verhaßten zu tauchen. Auch ich stand da, beschmutzt und besudelt, und nichts konnte mich reinwaschen als ihr Blut. Und ich wußte, ich konnte mich nicht mehr ansehen, nicht mehr berühren, solange ich so beschmutzt war. Ich weiß nicht, woher dieses Gefühl von körperlichem Schmutz kam. Aber so stark

und deutlich war es, daß ich ihn leibhaftig zu spüren meinte und Ekel hatte vor mir.

Mit Blut abwaschen, mit Blut abwaschen! Das sagte ich nur immer vor mir her, als ich hinunterstieg. Und wie im Traum ging ich über die Brücke bei Solduno und dann nach rechts, Losone zu.

Da traf ich sie. Sie kam von einem Acker und ging auf der Straße vor mir her. Aber ihr Gang war schleppend und hatte die frühere Leichtigkeit verloren. Als ich dicht hinter ihr war, rief ich mit heiserer Stimme ihren Namen. Sie wandte sich auf der Stelle um, sah mich einen Augenblick an und fiel mir dann schluchzend um den Hals. Da verflogen meine Mordgedanken. Ich vergaß alles vor dem einen, daß meine Maria mir in den Armen lag und weinte. Und wenn sie weinte, dann hatte ich sie zu trösten. Ich führte sie abseits unter einen Baum und sagte: ‚Mußt nicht weinen, Maria; jetzt haben wir Geld, jetzt können wir zusammen!‘ Das sagte ich. Sie dachte wohl, ich sei verrückt; denn sie wich mit entsetzten Augen vor mir zurück, nachdem sie erst eng und fest an meiner Brust gelegen hatte. ‚Es ist zu spät!‘ sagte sie dann leise. Da wußte ich alles wieder und hatte es doch ganz vergessen gehabt. Aber seltsamerweise kam mit der zurückkehrenden Besinnung kein Zorn mit. Da wurde ich einer schweren Last ledig und schloß Maria wieder enger an mich. Sie fügte sich, und in ihrem Anmichschmiegen war ein großes Erstaunen und ein Zittern wie vor etwas Unglaublichem. Aber als ich immer gleich ruhig blieb und kein hartes Wort fallen ließ, fand sie endlich ihre Stimme wieder.

‚Wärst du früher gekommen, Giacomo,‘ jammerte sie; ‚ich hätte es nie getan! Aber ich wurde schwach und gab nach. Ach, ich liebe dich ja immer noch! Ich fühle es nur zu gut. Aber alles ist aus. Wie soll ich denn weiter leben?‘

In dem Augenblicke war für mich nichts anderes mehr da als Maria. Und wenn ich an Leben dachte, so war das gleichbedeutend mit Maria und außer ihr alles nur gleichgültig und tot.

‚Ich lasse dich nie mehr, Maria!‘

Sie gab meinem Drucke nach und klammerte sich so eng an mich, daß ich meinte, sie wachse mit mir zusammen. Die Dämmerung war um uns und trat immer näher heran. Hinter ihr verschwanden Berge und Aecker und Häuser, bis nur noch wir zwei übrigblieben.

‚Ich möchte am liebsten sterben!‘ sagte Maria. Ich wiederholte ihre Worte, und ich wußte nicht, war es aus Verzweiflung oder Glück. Aber das sah ich klar, daß das der einzige Weg war für sie und mich, und ich sagte laut und fest:

‚Wir wollen beide zusammen sterben!‘ Maria antwortete nicht. Aber es ging wie ein Aufatmen von ihr aus.

‚Wird dein Mann nach dir suchen?‘

‚Er ist für zwei Tage mit einem Möbeltransport verreist!‘

‚Komm!‘ Wir standen auf und gingen. Und sie schritt neben mir und fragte nicht, wohin ich sie führe. Und ihr Gang war wieder wie damals, als ich sie zum ersten Male im Walde vor mir gehen sah.

Wir schritten zurück bis zu der Stelle, wo die Straße von Ascona einmündet. Dann über die Brücke bei Solduno und links der Maggia entlang, neben den tiefen Rinnen von den schweren Steinfuhrwerken her, an den schwarzen Felsen vorbei, aus denen immer Wasser tropft. Und als wir an die Brücke kamen, da nahm ich sie auf die Arme und trug sie hinunter in das zerklüftete Flußbett der Maggia. Ich trug sie, bis ich eine Schlucht fand, wo trockenes Laub und Reisig lag vom letzten Hochwasser her. Dort legte ich sie sanft hin und küßte sie. Da klammerte sie die Arme um meinen Hals und riß mich nieder. So lieb hatte sie mich.

Eine Stunde darauf oder auch zwei Stunden — ich

James Vibert, Genf. Der Friede. Dekorative Skulptur für die Fassade des Bundeshauses zu Bern.

weiß nicht wie lange; denn kein Mond stand am Himmel, und keine Kirchturmsuhr hatten wir schlagen hören — da hob ich mich auf und zog sie mit mir. Eng aneinander geschmiegt traten wir aus der Schlucht heraus an einen großen tiefen Kessel, in dem das Wasser still und ruhig stand bis an den Rand.

‚Trag mich,‘ sagte da Maria; ‚es ist so schwer zu gehen . . .‘ Ich nahm sie auf die Arme und schritt in das Wasser hinein. Sie begann zu beben und zu zittern. Und plötzlich schrie sie:

‚Laß mich los, ich will nicht sterben!‘

Ich zuckte zusammen wie unter einem Schlag und blieb stehen, bis an die Hüften im Wasser. Hätte sie nicht geschrieen, ich wäre hineingegangen, ohne mit dem Fuße zu zögern. So stark war meine Versunkenheit, daß ich mir nichts Besseres wünschen konnte als den Tod, um nie mehr aus ihr aufzustehen. Daß mir der Tod wie die letzte Vollendung in der Liebe erschien, um uns für immer und ewig zusammenzuschließen. Er allein konnte das! Begreifst du mich?“

„Ich kenne die Liebe noch nicht. Diese Liebe! Es hat mich noch kein Mädchen so geküßt, daß ich hätt' sterben mögen . . .“

Giacomo machte eine Gebärde, die zugleich Erstaunen und Mitleid war. Dann sprach er weiter, und es lag in seinen Worten und im Klange seiner Stimme immer dasselbe Langsame, Zögernde, Schlürfende, das in in ihr war, seitdem er von Liebe erzählte.

„Wie man doch mit Worten all dem so schlecht beikommt! Man sagt etwas und glaubt damit etwas Bestimmtes gesagt zu haben, und dann ist es doch nur eine Annäherung. Man kommt sich vor wie ein Mann mit einer zitternden Hand, der eine gerade Linie ziehen soll und immer nur eine krumme zuwege bringt. Oder man kann das Gesprochene mit Kinderzeichnungen vergleichen, bei denen man auch nur mit Mühe erkennt, was es vorstellen soll . . .“

„Ich glaube, ich verstehe dich.“

„Es ist schön, das Letzte der Liebe zu erleben. Aber auch dann noch bleibt eine Unzufriedenheit zurück, ein Rest immer noch nicht gestillter Sehnsucht, für die sich keine andere Erfüllung zeigt als der Tod. In diesen Zuständen der Versunkenheit ist man vielleicht am nächsten daran, ihn zu erkennen. Dann empfindet man keine Furcht mehr vor ihm. Wer an diesem Punkte steht — ja, Punkt, nichts Größeres, so wenig Ausdehnung hat die Stelle — dem ist es, als sei ihm Macht und Freiheit gegeben, zu wählen zwischen Tod und Leben. Er fühlt sich von beiden gleich weit, beiden gleich nah. Aber wenn unsere Füße wieder zu laufen lüstern sind und unsere Arme gierig nach Arbeit und unser Sinn sich anfüllen will mit andern Freuden, dann steht der Tod vor uns wie der größte Schrecken. Wie eine fürchterliche widersinnige Unvernunft . . . O, warum kommt der Tod nicht dann, wann wir bereit sind?“

Er schwieg und setzte sich nieder, dicht an den Stamm der Olive gelehnt, die beiden Hände auf die Erde aufgestützt. Seine Frage füllte auch mich, und ich dachte und dachte. Ueber uns ging der Wind in regelmäßigen Zwischenräumen durch das Olivenlaub. Ich hörte sein Rauschen. Dann wurde es schwächer. Schließlich hörte ich nichts mehr. Ist das Schlaf oder Tod? dachte ich noch. Dann war alles still in mir und außer mir.

Am Morgen erwachte ich früh. Es war empfindlich kalt. Giacomo schlief noch. Aber er erwachte, als ich aufstand. Einige Minuten schaute er in das Laub über sich. Dann sprang er auf und begann zu pfeifen.

„Giacomo, wie ging denn deine Geschichte zu Ende mit der schönen Maria aus Losone, mit der du sterben wolltest, weißt du?“

Er besann sich. Dann lachte er auf. „Was man sich nicht alles erzählt in der Dunkelheit! Es ist gerade, als ob die Nacht einen zwinge, alles zu zeigen, was man in sich hat! Wie weit kam ich in denn in meiner Geschichte?“

„Wie sie schrie, du mögest sie loslassen, und du im Wasser standest bis zu den Hüften . . .“

„Ja, sie schrie, ich solle sie loslassen. Und dann . . . Dann sprach sie schnell auf mich ein, daß ich sie kaum verstand. Sie könne nicht sterben, sie hätte den Mut nicht. Das Leben sei so schön. Warum wir denn nicht am Leben bleiben könnten. Sie liebe mich. Und ihr Mann sei oft weg. Und dann könnten wir uns treffen und uns der Liebe freuen. Das sei besser als Sterben.

Das brachte mich wieder zur Besinnung. Mein erster Gedanke war, sie auch gegen ihren Willen mitzunehmen, und ich tat einen Schritt vorwärts. Da schrie sie wieder mit soviel Angst und Schrecken in der Stimme, daß ich sie auf den Felsen zurücktrug. Sobald sie sich wieder in Sicherheit wußte, nestelte sie sich an mich heran und küßte mich. Ich aber stieß sie so heftig zurück, daß sie weinte.

Wie ich sie so vor mir stehen sah, da wußte ich, daß ich sie immer noch liebe, mehr als alles andere auf der Welt. Und ich sagte wieder: ‚Komm . . .‘

‚Ich kann nicht, Giacomo!‘ Und sie malte mir wieder aus, wie ich ihr Geliebter sein würde in verschwiegenen Stunden und an versteckten Orten.

Es lag eine betörende Verführung in dem, was sie mir ausmalte. Aber wohin ging dann meine Freiheit? Wohin ging dann mein Stolz und meine Mannheit? Wenn ich abhängig war von ihr? Wenn ich nur kommen konnte wie ein Schelm und schleichen mußte wie ein Dieb? Mußten wir nicht beide gemein werden durch soviel Heimlichkeit und Heuchelei? Nein, das konnte ich nicht!

‚Wenn du mich liebst, dann stirb mit mir!‘

‚Ich kann nicht!‘ Und sie wich vor mir zurück, bis sie von der Felswand nicht mehr weiter gelassen wurde.

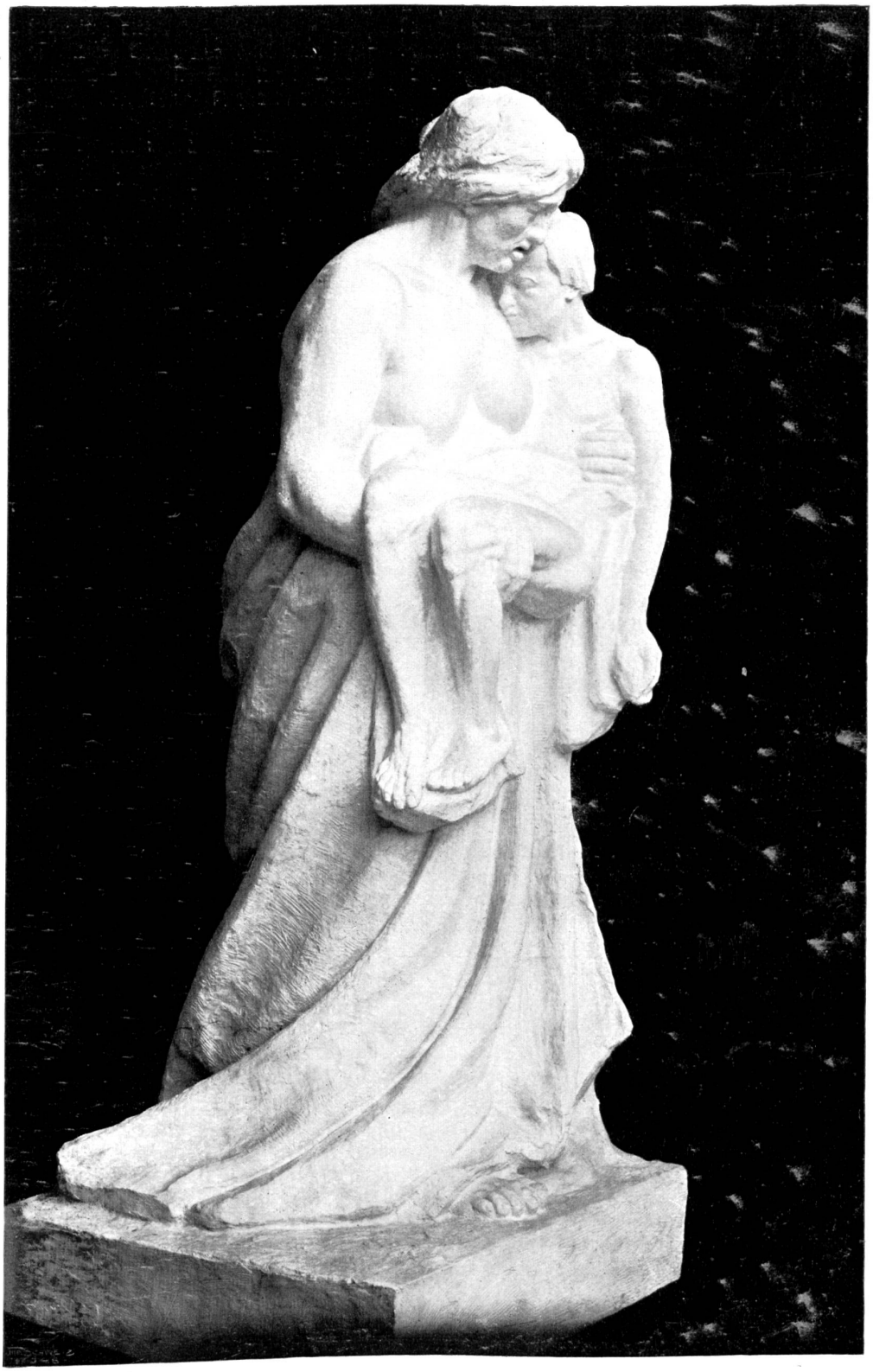
‚Aber ich kann nicht leben ohne dich . . .‘

‚Ich will ja mit dir leben . . .‘

‚Fliehen?‘

‚Warum fliehen? Das ist so schwer . . . Und der Priester hat mich getraut . . .‘

Da kam sie mir auf einmal so erbärmlich vor mit ihrem Jammern und Plappern von ihrer Liebe, die doch nicht stark genug war, um alles hinzugeben. Fleisch, Fleisch, keine Seele! Aber diesen Menschen da vor mir liebte ich, obwohl er mir verächtlich zu werden begann. Ich konnte nicht von ihm loskommen, solange er lebte! Sollte ich eines Weibes wegen zugrunde gehen? Und ich riß sie wieder in meine Arme und trug sie zum Wasser.



James Vibert, Genf.

Die Frau mit dem kranken Kinde.
Detail aus der Gruppe „L'effort humain" (zweite Fassung).

‚Ich habe etwas Besseres gefunden, Maria. Du sollst allein sterben. Dann bin ich erlöst. Du bist es nicht wert, daß ich mit dir gehe!‘

Sie schrie, zappelte und kratzte und biß. Aber ich war stärker als sie. Schon hielt ich sie über dem Wasser, da rief mir eine Stimme ins Ohr: ‚Mörder!‘ Vielleicht war es auch nur ein lauter Gedanke. Vielleicht war es auch die Stimme meines Schutzengels. Ich bin zwar nie fromm gewesen; aber vielleicht ist doch eine Wahrheit in dem, was die Pfarrer sagen. Sei es wie es wolle, das Wort brachte mich dazu, daß ich sie zurücktrug und zum zweiten Male auf die Füße stellte. Aber sie war so schwach, daß sie nicht mehr stehen konnte, sondern zu Boden sank. Und ich stand über ihr, und ich hörte die Stimme fragen: ‚Trifft sie eine Schuld, daß sie dich nicht so liebt, wie es dein Wille ist?‘ Und ich mußte antworten: ‚Nein!‘

‚Du sprichst soviel von der Freiheit des Menschen. Warum achtest du diese Freiheit nicht auch in ihr?‘ Und ich mußte antworten: ‚Weil ich wahnsinnig war!‘

‚Warum wagst du nicht, das Land zu verlassen, wo du unglücklich sein würdest? Hältst du dich nicht für stark genug zu tragen, was dir auferlegt ist?‘ Und ich mußte antworten: ‚Doch!‘

‚So lasse sie gehen, wohin sie wünscht!‘

Ich gehorchte und hob Maria auf. Sie wußte mein Schweigen nicht zu deuten und suchte sich angsterfüllt aus meinen Armen zu winden. Ich ließ sie frei.

‚Lebwohl, Maria; du kannst gehen, wohin du willst!‘

Wie erlöst ging sie einige Schritte von mir weg; dann stand sie still und fragte: ‚Und du?‘

‚Ich geh' in ein anderes Land. Ich weiß noch nicht wohin . . .‘

‚Das darfst du nicht. Ich kann nicht leben, ohne daß ich weiß, daß du in meiner Nähe bist!‘

Ich gab ihr keine Antwort, ich zeigte nur aufs Wasser. Da ließ sie den Kopf hängen und ging, langsam, immer höher hinauf. Und mit jedem Schritt, den sie tat, war es mir, als ginge sie auch einen Schritt aus meinem Sinn. Oben sah ich sie wie einen fahlen Schein noch lange stille stehen, als besinne sie sich. Vielleicht wartete sie noch auf ein Wort von mir. Dann verschwand sie in der Nacht. Ich schaute zur Brücke auf, als müsse von ihr ein Trost kommen. Und er kam. Hinter ihr öffnete sich langsam der Himmel, bis daß er hell ward und voller glänzender Sterne, und die Brücke vor ihm stand wie ein großes schwarzes Tor in eine lockende Ferne . . .“

Giacomo schwieg. Aus einer nahen Festung tönten Trommeln. Aus der Stadt herauf stieg das Pfeifen der Lokomotiven und das Tuten der Dampfschiffe. Der Tag hatte begonnen mit Arbeit und Plagen. Giacomo schien es nicht zu hören.

„Seither hab' ich auch verstehen gelernt, warum Maria nicht sterben wollte.“

„Sie liebte dich nicht.“

„Doch, sie liebte mich. Aber das ist bei einem Weibe noch nicht das Letzte. Sie müssen gebären und das Kind aufziehen, vorher können sie nicht sterben. Das ist's!“

Ich war noch zu jung, um das recht zu begreifen; aber ich nahm die Worte in meinen Sinn und hoffte, daß sie sich später offenbaren würden.

„Was wirst du nun tun, Giacomo?“

„Der Morgen ist mir zu schön zur Arbeit. Heute nachmittag werde ich Kohlen trimmen und morgen auch. Und dann? Viele Wege stehen mir offen. Ich kann als Heizer nach Kalifornien, wenn ich will. Auch weiß ich eine Stelle auf einem Dampfer, der in acht Tagen nach Neu-Seeland abfährt. Man kann mich überall brauchen. Die ganze Welt ist frei für mich. Und ich denke, daß ich noch viel Schönes sehen werde, bevor ich sterbe . . .“

„Weißt du nichts mehr von Maria aus Losone?“

„Nein. Mag sie ihr Leben tragen wie ich das meine. Es kann ja doch keiner dem andern helfen.“

„Lebwohl, Giacomo; ich wandre heut weiter, Pisa zu!“

„Das ist recht. Wandere, bis du gefunden hast, was du suchst! Und wenn du fünfzig Jahre wandern müßtest! Und wenn du es auch nie finden solltest, so bereue dein Wandern nicht; denn es gibt nichts Schöneres!“

„Es tut mir leid, mich von dir zu trennen. Dir auch?“

„Gewiß, Giovanni. Ich wäre gern noch länger mit dir zusammengeblieben. Aber tu, was du mußt! Und schließlich geht ja doch alles einmal von uns, früher oder später. Nur der eigene Körper bleibt bis zuletzt. An das hab' ich mich gewöhnt. Und je früher es auch dir gelingt, um so besser für dich.“

„Ich danke dir für . . .“

„Still, still, keinen Dank! Was ich dir gab, das ist dir gegeben aus Freude am Geben. Aber nun mußt du gehen, Giovanni, damit du über die staubige Landstraße hinaus bist, wenn die Mittagshitze kommt. Eines noch will ich dir sagen: liebe, liebe, sei nie geizig im Lieben! Aber hüte dich vor dem Besitzenwollen! Alle

James Vibert, Genf. Busto di donna. 8
Skulptur im Besitz von Baron Rothschild, Paris.

Qualen kommen nur vom Besitzenwollen. Nicht nur in der Liebe! Lebwohl! Ich werde noch ein paar Stunden hier oben bleiben und auf das Meer hinaussehen."

Er half mir über die Mauer. Auf der Straße winkte ich ihm noch einmal zu. Dann ging ich zur Stadt hinunter, über Plätze und Straßen, an vielen Menschen vorbei, und weiter am Meere entlang, dem Unbekannten zu, beladen mit den Worten der letzten Nacht, die ich noch nicht alle verstand, in ein Leben hinein, von dem ich noch so wenig wußte . . .

James Vibert.

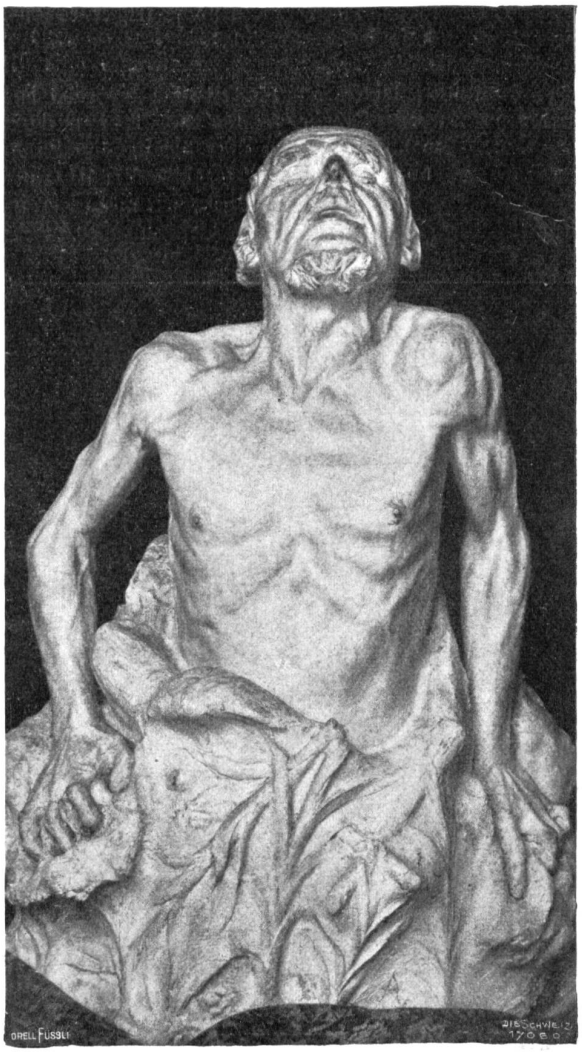
Nachdruck verboten.

Mit zwei Kunstbeilagen und dreizehn Reproduktionen im Texte.

Die Kunst bleibt Kunst;
Wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen.
Goethe.

In einer Zeit, da die Kunst zu verflachen drohte, war es die Kraft, die sie aus ihrer Mittelmäßigkeit herausriß, und die Werke ihrer Träger schlugen gewaltige Wellen in die Welt, die sich zu lange einer leichten graziösen Schönheit hingegeben hatte. Wagner, Böcklin, Meunier sind charakteristische Vertreter dieser Kraft, und sie reichen über Jahrhunderte hinweg den Genies des Mittelalters die Hände.

In neuester Zeit haben Hodler und Klinger dies große Erbe angetreten, und der Bildhauer James Vibert, bedeutend jünger als die beiden, hat sich in diesem Geist zur Größe entfaltet.



James Vibert, Genf. Vita in morte.

* * *

James Vibert ist 1872 zu Genf geboren. Er erhielt im Kreise seiner Familie die erste Erziehung. In den freien Stunden schweifte er durch Wald und Feld, und vielleicht war es der Anblick der marmorschimmernden Firnen, der im Knaben die ersten Bildhauerträume erweckte. Von der Schule aus ging er in die Genfer Ecole des Arts industriels und von dort zu einem Bildhauer Pagny in Lyon als Arbeiter. Hier nun, im täglichen Umgang mit Ton und Marmor wurde ihm sein Traum zur Gewißheit; er wollte selbst Bildhauer werden. Von einem Genferstipendium Lessignol unterstützt eilte er in die Seinestadt.

Zu dieser Zeit war Vibert zum jungen Mann herangereift, voll starken Willens und brutaler Kraft, eine Herkulesnatur. Daneben besaß er aber ein fein angelegtes Gemüt, und eine herzliche Güte durchdrang sein ganzes Wesen. Er schaute sich mit frischen Augen in der Weltstadt um und begann mutig den eisernen Kampf in seinem neuen Beruf. Sein Wille ließ sich nicht beugen unter der Last der Arbeit; stark, wie er war, kannte er keine Ermüdung und war bald Meister des Materials, das er vergöttern wollte.

Sein Erstlingswerk sandte er an den Salon des Champs de Mars, und es wurde dort günstig aufgenommen. Man bot ihm an, in das Atelier Rodins einzutreten; doch seine urwüchsige Originalität litt in der ungesunden Atmosphäre dieses Meisters, er flüchtete nach kurzer Zeit und blieb dann stets allein — so hat er auch seine eigene Sprache behalten.

* * *

Abseits von dem großen Strom der Weltstadt, an der Impasse de l'Enfant-Jésus, stand Viberts Atelier. Ein kleines Haus, von einem nackten Gärtlein umgeben, einfach und ohne Zier. Neben ihm wohnte sein Freund, der berühmte Bildhauer J. Dalou, und gegenseitig machten sie sich ihre Besuche und Kritiken. In jenem großen Arbeitsraum entstanden Viberts erste Werke, da suchte und träumte der junge Künstler.

Doch der Kampf ums tägliche Brot brachte ihm bittere Stunden; er stand allein in der Welt, ohne Liebe, ohne Hilfe, auf sich und seine Arbeit angewiesen. Harte Prüfungstage kamen für ihn; doch nichts vermochte das sonnige Gemüt des jungen Mannes, sein stolzes Selbstbewußtsein zu verfinstern. In langen Abendspaziergängen vor der Stadt tauchte er seine Seele immer wieder neu in die ewige Schönheit der Natur, und das stählte ihm das Herz für neue Kämpfe. Er kannte das Entbehren; doch wußte er jene kleinen Freuden zu genießen, die die schönsten sind. Es war die ernste Zeit, wo die Muse ihn zu sich rief, um ihn zu prüfen; er